

Sandy Lee

**Sophie Hill**

**– Schatten der Vergangenheit –**



SANDY LEE

*Sophie Hill*

*Schatten der  
Vergangenheit*

— Ein altes Geheimnis —



## PROLOG



**S**turm peitschte die alten Bäume an der regennassen Straße, fegte die gelben Blätter von deren Ästen. Das Heulen des Windes hüllte die Nacht in ein unheimliches Gewand. Pfützen spiegelten das schwache Licht der Gaslaternen wider, verzerrt durch die in rascher Folge aufschlagenden Tropfen. Irgendwo jaulte ein Hund, was jener Novembernacht des Jahres 1880 einen noch gespenstischeren Anschein gab. Kein Mensch traute sich bei diesem Wetter auf die Straße, die kleine Stadt lag wie ausgestorben zwischen den sie umgebenden Hügeln.

Plötzlich schlug das Jaulen des Hundes in lautes, warnendes Gebell um. Gleichzeitig waren hastige Schritte auf dem nassen Straßenpflaster zu vernehmen. Sie stammten von schweren Stiefeln und klangen in der Eintönigkeit des heulenden Sturmes wie ein angstvoller Herzschlag. Wer konnte sich bei diesem Unwetter herauswagen, sich den Unbilden der anscheinend rasend gewordenen Natur aussetzen?

Ein dunkler Schatten tauchte an der Straßenecke auf, ein Lichtschein erhellte ihn schwach. Dem Aussehen nach musste es ein älterer Mann sein, schon etwas gebeugt dastehend und sich, eine Laterne schwenkend, umschauend. Die Gestalt war in einen weiten Umhang gehüllt, der Kopf unter einer Kapuze versteckt. Nach einer kurzen Pause lief der vor Nässe triefende Passant eilig weiter.

Die Straße ›An der Bleiche‹ zog sich in einem sanften Linksbogen dahin, der weiter vorn in eine abrupte

Kehre übergang. An jener Stelle, auf der Wiese an der Außenseite der Kehre, breiteten früher die Frauen ihre Wäsche zum Bleichen in der Sonne aus. Das Gelände stieg sanft an und zeigte nach Süden, eine ideale Lage für diesen Zweck.

Die Bleiche gab es nicht mehr, das Grundstück war verkauft worden. Da, wo einst Laken in unschuldigem Weiß das Grün des Grases unterbrachen, reckte sich nun eine Gründerzeit-Villa in den Himmel. Herrschaftlich blickte sie auf die Häuser im Inneren des Straßensbogens herab, die Aussicht von keinem Bauwerk behindert, bis sie auf die Silhouette der Stadtkirche traf.

Aus dieser Richtung kam der einsame Nachtwandler, der sich nun zielsicher auf die Villa zu bewegte. Im Lichtkegel der Straßenlaterne an der Grundstücksmauer hielt er nochmals an, um ein wenig zu Atem zu finden. Als er durch das Gittertor zur Villa aufblickte, erhellte das Gaslicht kurz sein Gesicht. Das müde Antlitz eines vielleicht sechzigjährigen Mannes verbarg sich unter der Kapuze. Kinn und Wangen waren von einem schütterten grauen Bart bedeckt, die Nase unter den dunklen Augen knollig. Auf der Stirn, über dem rechten Auge, hatte der Mann eine alte, zweifingerbreite Narbe.

Der Alte drückte gegen das Gittertor, welches sich mit leisem Quietschen einen Spalt weit öffnete. Er zwängte sich hindurch und lief hastig den gepflasterten Weg hinauf.

Sebastian Haustein war verärgert. Er hatte das Abendessen kaum angerührt, welches ihm Agnes, die Haushälterin, liebevoll zubereitet hatte. Jetzt schritt er unruhig durch sein Arbeitszimmer, die Hände hinter dem Rücken verschränkt.

»Seit Wochen sehe ich meine Tochter kaum noch,

weiß nicht, wo sie sich aufhält – und nun dieser Brief.« Er schlug mit der flachen Hand auf das Blatt Papier, welches auf seinem Sekretär lag. »Suche mich nicht, ich bin gut aufgehoben! Ich werde nicht nach Hause zurückkehren.« Was erlaubt sich die ungehorsame Dirne eigentlich?»

Agnes, die Einzige, die den Ausführungen Hausteins zuhören konnte, zuckte mit den Schultern.

»Wenn Sie das nicht selbst wissen, Herr Bürgermeister ...«

Sebastian Haustein war ein Mann von zweiundfünfzig Jahren, untersetzt und würdevoll. In jüngeren Jahren war er Handwerker gewesen, hatte bei einem Schmied die Kunst der Stahlbearbeitung gelernt. Ein Handwerk, welches in Kriegszeiten goldenen Boden hatte. Im Deutsch-Französischen Krieg hatte er ein gutes Gefühl dafür, wie man sein Geld vermehren konnte und war dadurch zu Ansehen und Einfluss gekommen. So war aus der Schmiede schließlich eine Fabrik geworden, die neben Werkzeugen und Maschinen auch Waffen herstellte. Schon damals war er Mitglied des Stadtrates gewesen, weil man ihn als Menschen mit Visionen, mit Plänen schätzte – und weil er diese Pläne auch durchzusetzen wusste.

Im Gründertaumel nach dem von den Franzosen schmachvoll verlorenen Krieg kaufte sich der Fabrikherr Haustein die Bleichewiese und ließ sich eine ansehnliche Villa hinsetzen, einen zweistöckigen Bau mit großem Empfangsbereich und einem Turm. Er kandidierte für das Amt des Bürgermeisters, gewann die Wahl und fühlte sich seitdem auf seinem Hügel als Feldherr, der die Geschicke des Städtchens lenkte.

Im Jahre 1862 hatte er Amalia Landgraf, die Tochter eines Großgrundbesitzers, gehehlicht, die ihm im

folgenden Jahr ein Kind gebar, Sophia. Das Mädchen war der ganze Stolz der Mutter, während der Vater sich einen Erben für seine Fabrik wünschte. Nachdem die Villa Mitte der siebziger Jahre stand, war die Erfüllung seines Wunsches zum Greifen nah – Amalia war erneut schwanger. Doch das Glück sollte ihnen nicht hold sein. Das Kind, ein Sohn, starb gleich nach der Geburt, die Mutter kurz darauf im Wochenbett.

Auf einmal lag die Welt des Sebastian Haustein in Scherben. Alles, was er sich erarbeitet hatte, sein Erfolg, sein Reichtum, zählte plötzlich nicht mehr. Die große Villa war von einem auf den nächsten Tag für ihn kalt und leer geworden. Sein einziger Halt blieb ihm in seiner Tochter Sophia, die nun versuchte, die entstandene Lücke auszufüllen und den Vater wieder aufzurichten. Eine schwere Aufgabe für eine gerade Zwölfjährige.

Das war vor fünf Jahren. Und nun ging die noch Minderjährige ihre eigenen Wege – viel zu früh. Wo trieb sie sich nur herum?

Der Bürgermeister lief wie ein gefangenes Tier in seinem Arbeitszimmer hin und her. Agnes hatte ihn fragend angeschaut, ob er ihre Dienste noch brauchte, und er hatte nur müde abgewinkt. Gerade wollte sie sich auf ihr Zimmer zurückziehen, da schellte es am Eingang.

Haustein sah durch die offene Arbeitszimmertür, wie die Haushälterin umschwenkte, um dem späten Besucher zu öffnen. Das große, schwere Portal lag genau auf der anderen Seite des weitläufigen Foyers.

Als Agnes die Tür erreichte, begann die Glocke gerade erneut zu schellen.

»Wer ist denn da?«, wollte sie sich vor dem Öffnen versichern.



»Der Nepomuk. Ich muss dringend den Herrn Bürgermeister sprechen.«

Die Haushälterin schob den Riegel zur Seite und öffnete die Tür einen Spalt. Draußen stand ein klatschnasser Mann im weiten Umhang, der sich gerade die Kapuze aus dem Gesicht zog.

Sie hieß ihn eintreten und im Foyer warten.

»Herr Bürgermeister! Der Nepomuk möchte sie dringend sprechen«, rief die ältere Frau laut, noch bevor sie das Arbeitszimmer erreicht hatte.

Sebastian Haustein, der alles durch die offene Tür mitverfolgt hatte, kam ihr entgegen.

»Sie können jetzt gehen, Agnes.«

Dann wandte er sich an den Gast, der inzwischen den tropfnassen Umhang abgelegt hatte.

»Nun Nepomuk, was gibt es? Lässt der Herr Pfarrer etwas Wichtiges ausrichten?«

Damit komplementierte er den Alten in Richtung seines Zimmers.

Nepomuk war seit langem die rechte Hand des Pfarrers Heimboldt. Kaum jemand kannte seinen Familiennamen, er war *der* Nepomuk. Es ging das Gerücht, er sei ein Findelkind und hätte bei einem der Vorgänger Pfarrer Heimboldts eines Tages auf den Kirchenstufen gelegen. Und so sei er da aufgezogen und von einem zum nächsten weitergereicht worden. Doch wie es aussah, würde der jetzige Gottesdiener wohl sein letzter Brotherr sein, denn Nepomuk stand im zweiundsechzigsten Lebensjahr, während Heimboldt noch zehn Jahre davon entfernt war.

»Nun, was gibt es so Unaufschiebbares, dass Sie der Herr Pfarrer um diese Zeit und vor allem bei solchem Wetter auf Botengang schickt?«

Haustein wandte sich zu ihm um, nachdem er die Zimmertür geschlossen hatte. Nepomuk hielt die lei-

nene Kappe, die er sonst immer trug, in seiner Hand und knautschte sie.

»Es ist ...«, druckste er herum.

»Nun, was?« Der Gastgeber wurde langsam ungeduldig.

Der Alte atmete tief durch.

»Ihre Tochter, die Sophia, ist beim Herrn Pfarrer. Sie wollte nicht, dass Sie es erfahren, Herr Bürgermeister. Doch dem Herrn Pfarrer plagte das Gewissen, da er ja von der längeren Abwesenheit des Fräulein Tochter wusste.«

Sebastian Hausteins innere Anspannung löste sich, als er die Nachricht gehört hatte.

»Es ist gut, dass Sie mich informiert haben, Nepomuk. Aber sie ist doch beim Herrn Pfarrer gut aufgehoben, das hätte bei diesem Unwetter nicht solcher Eile bedurft.«

Er schaute zum Fenster, an das aus der Dunkelheit heraus der Regen peitschte.

Nepomuk trat verlegen von einem Fuß auf den anderen.

»Oh doch – der Herr Pfarrer meinte, es wäre besser, wenn Sie mitkämen. Ihr Fräulein Tochter ist nicht allein erschienen.«

Der Bürgermeister fuhr herum.

»Sie ist nicht allein? Wer, zum Teufel, ist denn bei ihr?«

»Das sollten Sie sich besser selbst anschauen«, flüsterte der Pfardiener.

Sebastian Haustein hatte sich seinen Macintosh, den wasserdichten Regenmantel, übergezogen und gewohnheitsgemäß zum Zylinder gegriffen. Das war ein Fehler, denn er musste die Kopfbedeckung immerfort festhalten, damit sie der Sturm nicht sofort weglies.

Zehn Minuten nach Verlassen der Hausteinschen Villa erreichten sie die Kirche. Der Bürgermeister wollte das Hauptportal am Markt benutzen, doch Nepomuk zog ihn in eine Nebenstraße, die zur Pfarrei führte.

Die Pfarrei war ein kleines, unscheinbares Häuschen, welches sich in den Schatten der Stadtkirche duckte. Nur wenige Schritte aus der Tür über einen unbefestigten Weg, schon stand der Pfarrer vor dem Eingang zur Sakristei. Während er im großen Gotteshaus ganz im Dienste des Herrn stand, warteten in der Pfarrei die weltlichen Obliegenheiten der Institution Kirche auf ihn. Dort befanden sich sein Büro und seine Dienstwohnung.

Der Pfarrdiener zog zweimal am Klingelzug, gleich darauf noch zweimal. Dieses Zeichen war mit Pfarrer Heimboldt verabredet. Schritte waren im Flur zu vernehmen, dann öffnete sich die Tür.

»Kommen Sie herein, Herr Bürgermeister!«

Der Pfarrer flüsterte fast; überhaupt hatte alles den Anschein, als solle es unbemerkt vor sich gehen. Laut sagte er dann: »Es ist gut, Nepomuk. Ich brauche dich nicht mehr.«

Pfarrer Anton Heimboldt war ein großer, schlanker Mann Anfang fünfzig. Er war ein wenig blass, wodurch das Schwarz seines Gewandes noch dunkler im Kontrast wirkte – ebenso wie seine tiefschwarzen Haare. Von Natur aus ein regsamer Mensch, war er für seine uneigennützigere Hilfsbereitschaft bekannt und genoss hohes Ansehen bei den Einwohnern.

Was hingegen mancher nicht wusste: Sebastian Hausteine und Anton Heimboldt kannten sich schon aus der Schule. Genauso wenig, wie ersterer als Fabrikherr geboren war, lag letzterem seine christliche Berufung bereits in der Wiege. Zu der fand er erst, als er auf einer Reise schwer erkrankte und von Mönchen in einem

Kloster gepflegt wurde. Seitdem erwies er sich als Gottes Stimme auf Erden für seine Heilung dankbar.

»Setz dich, Sebastian!« Der Pfarrer wies auf die Stühle am Wohnzimmertisch. Waren die beiden Männer unter sich, duzten sie sich aus alter Freundschaft.

Der Bürgermeister nahm Platz.

»Was ist mit meiner Tochter, Anton?«

»Sie tauchte vorhin plötzlich auf und bat mich um Hilfe. Ein kräftigendes Essen hatte sie wahrhaft nötig.«

»Und wo ist sie jetzt?«

»Ich hab ihr angeboten, hier zu übernachten. Sie schläft nebenan.«

Haustein überlegte eine Weile.

»Gut, dann soll sie heute hier bleiben. Aber morgen hole ich sie ab, und sie kommt mit mir nach Hause.«

»Das werde ich ganz sicher nicht tun!«

Die beiden Männer schreckten hoch. In der Tür stand eine junge Frau mit zerzaustem rotblonden Haar. Sie hatte den Satz laut herausgerufen, ja fast geschrien.

Der Bürgermeister fasste sich als erster.

»Aber Sophia – warum, um alles in der Welt ...«

Er wusste nicht weiter, wurde jedoch sowieso von seiner Tochter unterbrochen.

»Ich hab dich gebeten, nicht nach mir zu suchen, weil ich die Zeit für mich brauchte. Und du, du scherst dich einen Dreck um meinen Wunsch. Verrate du mir lieber, warum!«

»Sophia, du bist mein Kind. Ich mache mir Sorgen, wenn du so einfach verschwindest.«

Sophia trat an den Tisch heran, schaute dem inzwischen aufgestandenen Haustein in die Augen.

»Hat dich das früher interessiert, Vater? Du brauchtest doch nur einen Erben für dein Stahl-Imperium.«

»Sophia, bitte hör mir zu!«, mischte sich jetzt Pfarrer Heimboldt ein. »Wenn hier jemanden eine Schuld

trifft, dann mich. Ich hab dich gesehen, wie du nass und hungrig zu mir gekommen bist. Ich kenne deinen Vater sehr gut und hab mir Sorgen gemacht. Und ja, gegen deinen Willen hab ich Nepomuk nach ihm geschickt. Ich hab geglaubt, es wäre für euch beide besser so.«

Die junge Frau blickte etwas verstört und ratlos von einem zum anderen.

»Sie waren das?« Einen kurzen Moment verharrte sie in stillem Überlegen.

»Ja, ich habe deinen Vater förmlich gedrängt, sofort zu kommen.«

»Sie trifft keine Schuld, Herr Pfarrer. Wie Sie schon sagten: Sie kennen meinen *Vater* gut. Doch von *mir* wissen Sie recht wenig. Und deshalb hätte *er* auf meinem Wunsch beharren müssen. –

Aber da du nun schon da bist, Vater«, sie ergriff dessen Hand und zog ihn mit sich, »werde ich dir jetzt etwas zeigen.«

Sebastian blickte fragend auf seinen Freund Anton. Der saß am Tisch und hatte das Gesicht in seine Hände geborgen – wohlwissend, was der Vater nun zu sehen bekommen würde.

Sophia verschwand mit diesem im Nachbarzimmer und schloss die Tür. Man hörte beide leise miteinander reden, dann trat Stille ein.

Auf einmal erklang ein gurgelndes Geräusch, als ob jemand nach Atem rang. Und gleich darauf war ein dumpfer Aufschlag zu vernehmen, als sei etwas Schweres zu Boden gefallen. Ihm folgte ein markerschütternder Schrei Sophias. Heimboldt blickte erschrocken hoch und sprang von seinem Stuhl auf. Mit fahrigten Händen riss er die Tür zum Zimmer auf.

Die junge Frau kniete am Boden, sie atmete heftig und schüttelte den vor ihr liegenden Vater. Dessen Augen

waren nach oben verdreht und starrten leblos zur Decke.

Heimboldt hockte sich ebenfalls hin, hielt sein Ohr vor das Gesicht seines Freundes, suchte am Hals nach einem Pulsschlag. Sekunden später schaute er zu Sophia auf und schüttelte resigniert den Kopf.

Tränen stürzten plötzlich über deren blasses Gesicht, tropften ihr vom Kinn. Sie streichelte dem Vater zitternd über das Haupt. Der Pfarrer sah, dass sie einer Ohnmacht nah war und hob sie auf. Er zog den Kopf des vor Trauer völlig aufgelösten Mädchens an seine Schulter und flüsterte ihr ins Ohr: »Er war ein guter Mensch. Der Himmel ist ihm gewiss.«

Sophia hob den Kopf und blickte den Gottesdiener ungläubig an.

Auf dem Friedhof am Rande der Stadt waren Dutzende von Trauergästen versammelt. Erster Schnee hatte die Welt, durch die sich der Menschenzug hinter dem Sarg schlängelte, einzuckert.

Pfarrer Heimboldt hatte auf der Trauerfeier bewegende Worte für den ersten Mann der Stadt gefunden. Er würdigte dessen Engagement und die Errungenschaften, die auf seiner Initiative fußten, ebenso seine Einsatzbereitschaft zum Wohle der Stadt. Er hob den Bürgermeister, den Fabrikanten und vor allem den Menschen Sebastian Haustein hervor.

Seine Freunde waren anwesend, auch der gesamte Stadtrat und eine Delegation aus seiner Fabrik. Die Haushälterin Agnes vergoss dicke Tränen. Nur seine Tochter suchte man unter all den Trauergästen vergebens.

Als der Sarg ins Grab gelassen wurde, huschte ein Schatten hinter einem Baum vorbei. Im gleichen Augenblick begann es wieder zu schneien, wie, um den teu-

ren Verblichenen mit einer feingewebten weißen Decke einzuhüllen.

Pfarrer Heimboldt saß am Tisch im Wohnzimmer der Villa. Agnes brachte Kaffee, schenkte ein und setzte sich ebenfalls.

»Und Sie haben wirklich keine Ahnung, wo sich Sophia aufhalten könnte?«, setzte der Pfarrer das Gespräch fort.

»Leider überhaupt nicht. Sie kam kurz hier vorbei, um sich ein paar ihrer Sachen zu holen. Dann verabschiedete sie sich von mir und ging ohne ein Wort.«

Agnes traten Tränen in die Augen. »Ich glaube nicht, dass sie noch einmal zurückkehrt. Das war so ... so endgültig, dieser Abschied.« Sie schluchzte tief.

Heimboldt seufzte ebenfalls.

»Was soll denn nun mit dem Haus werden, und mit der Fabrik? Die Fabrik braucht einen Direktor, das Haus einen Hausherrn. Ich kann doch keine Entscheidung ohne das Einverständnis von Fräulein Sophia fällen.«

Die Haushälterin schaute den Pfarrer fragend an.

»Hat der Herr Bürgermeister denn kein Testament verfasst, welches über seinen Nachlass verfügt?«

Ratlos hob der Gottesmann beide Hände etwas an.

»Er hat mit mir darüber gesprochen, vor längerer Zeit. Und damals, nach dem Tode seiner Gattin, sollte sämtlicher Besitz in die Hände seiner Tochter fallen. Er hatte ja sonst niemanden.«

Agnes erhob sich.

»Sollten wir nicht einmal in seinem Arbeitszimmer nachschauen. Da gibt es einen Tresor. Vielleicht, dass da ...«

»Wir bräuchten den Schlüssel. Wissen Sie, wo er den aufbewahrt hat?«

»Wo denken Sie hin?!« Die Frau schüttelte den Kopf.  
»Wieso sollte er das gerade mir mitteilen?«

Heimboldt folgte ihr ins Foyer und weiter in das Arbeitszimmer des Bürgermeisters.

»Was ist das?« Der Pfarrer zeigte auf den Sekretär. Mitten auf der Schreibplatte lag ein Brief.

Agnes folgte seinem Finger und bemerkte ihn auch.

»Der lag vorher nicht da. Fräulein Sophia muss ihn vorm Weggehen dahin gelegt haben.«

Pfarrer Heimboldt griff in eine Tasche seines Gehrocks, den er heute trug, und beförderte seine Lesebrille zutage. Mit ihr ausgerüstet, langte er nach dem Brief. Dabei rutschte ein Schlüssel aus dem gefalteten Papier hervor – ein seltsames Exemplar mit mehreren Bärten.

»Da hätten wir den Tresorschlüssel. Fräulein Sophia war so nett, uns den zu präsentieren.«

Auf der Außenseite des Briefes stand in geschwungener Schrift:

*Herrn Pfarrer Heimboldt persönlich*

Der Adressat setzte sich auf den Stuhl am Sekretär, und nachdem er das Schriftstück überflogen hatte, befand er es für wichtig genug, dieses im Beisein einer Zeugin, der guten Agnes, laut zu verlesen.

*Werter Herr Pfarrer.*

*Es tut mir so leid, dass ich Ursache all dieser schrecklichen Umstände gewesen bin. Ich weiß, dass all das nichts mit einer juristischen Schuld zu tun hat, dennoch fühle ich mich verantwortlich und werde die Konsequenzen ziehen. Ich verlasse die Stadt und die Gegend für immer, weil ich deren Bürgern, die auf meinen Vater gebaut haben, nie*



*mehr in die Augen sehen kann. Andererseits wäre es kaum zu vermeiden, dass mit Fingern anklagend auf mich gezeigt würde. Seht, sie hat ihren Vater auf dem Gewissen!*

*Mein Vater hat mir seinen Besitz testamentarisch vererbt. Ich kann und will dieses Erbe jedoch nicht beanspruchen. Deshalb verfüge ich als eine Art Testament meinerseits, welches sofort in Kraft treten soll, dass Haus und Fabrik verkauft werden. Wenn Sie die Freundlichkeit hätten, Herr Pfarrer, dies in die Wege zu leiten. Von dem Gelde soll zum einen für Agnes gesorgt werden, dass sie ein Heim und ein Aushalten hat. Von all dem übrigen Geld machen Sie selbst bitte Gebrauch, um es Bedürftigen zukommen zu lassen und anderweitig Gutes zu tun.*

*Mit den besten Wünschen für Ihrer beider Wohlergehen verbleibe ich*

*Sophia Haustein*

*P.S. Behalten Sie mich in guter Erinnerung.*

Pfarrer Heimboldt legte den Brief behutsam auf die Arbeitsplatte zurück.

»Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll. Das Mädchen macht mich einfach zum Erben des gesamten Haustein-Vermögens. Und Sie, liebe Agnes, bekommen auch Ihren Teil davon ab.«

Die Angesprochene war noch ganz ergriffen von dem Gehörten. Sie schluckte ein-, zweimal schwer, bevor sie sprechen konnte.

»Sie hat das Beste getan, was man überhaupt mit so viel Geld bezwecken kann. Aber sagen Sie, Herr Pfarrer: Wieso kommt Fräulein Haustein auf diese Idee mit

der Schuld? Sie waren doch dabei, wie Sie selbst erwähnten.«

Der Pfarrer schüttelte den Kopf.

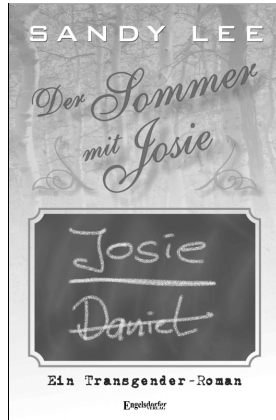
»Nicht direkt. Ich saß im Nebenzimmer und kann nicht sagen, was da zwischen den beiden vorgefallen ist. Sie haben nicht laut gestritten, nur miteinander gesprochen. Und dann ist er zusammengebrochen. Tja, wir werden es wohl nie erfahren.«

Man sagt, eine junge Frau mit einem kleinen Wagen sei auf dem Weg nach Norden beobachtet worden. Keiner hat sie erkannt, niemand hat sie je wieder in dieser Gegend gesehen.



Sternbach

Sandy Lee  
**Der Sommer mit Josie**  
— Ein Transgender-Roman —



Broschur, 504 Seiten, 13 x 20 cm  
2020 Engelsdorfer Verlag, Leipzig  
ISBN 978-3-96940-022-7  
19,90 Euro

Daniel Wegener ist fünfzehn, seine Schwester Ilsa dreizehn. Die Eltern leben getrennt. Mutter Barbara arbeitet in einer Boutique, Vater Hendrik ist Dozent an der Uni.

Eines Tages kommt Barbara früher nach Hause und sieht ihren Sohn in einem ihrer Kleider. Damit beginnen die Probleme.

Während seine Mutter schnell einen Weg in die Gefühlswelt des Jungen findet, kommt Hendrik mit den Tatsachen nicht klar.

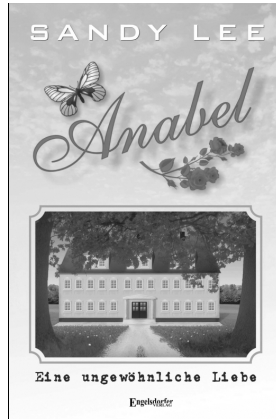
Als Daniel, der sich jetzt Josie nennen will, in der Klassenkameradin und guten Freundin Sandy die Liebe seines Lebens findet, wird die Situation nicht einfacher.

Damit nicht genug, gerät Josie im Urlaub in eine schwere Krise, aus der sie Sandy durch ein großes Opfer rettet. Und nicht nur sie, auch Josies Freund Tom und Cousine Charlie, die sich ineinander verliebt haben, stehen dem Mädchen bei.

Sandy Lee

## **Anabel**

— Eine ungewöhnliche Liebe —



Broschur, 446 Seiten, 13 x 20 cm

2021 Engelsdorfer Verlag, Leipzig

ISBN 978-3-96940-139-2

18,00 Euro

Julia Gärtner ist Anfang dreißig und als Eventmanagerin erfolgreich. Doch der Job überfordert sie. Der Arzt verordnet ihr eine Auszeit auf dem Land. Julias Mann Carsten akzeptiert, dass sie diese Zeit der Erholung allein verbringen sollte.

In der abgelegenen Pension trifft Julia ihre frühere Spielgefährtin Anabel, die Tochter der Wirtin, nach fast zwanzig Jahren wieder. Beide erneuern ihre Freundschaft und verbringen gemeinsam eine schöne Zeit.

Als Anabel eines Tages ihre Liebe zu Julia gesteht, ist das für alle Grund zum Nachdenken. Julia muss eine schwere Entscheidung treffen. Sie fühlt sich zu der jungen Frau, die sie innig liebt, hingezogen – doch sie ist verheiratet.

Wenig später, als Anabel einen Unfall hat, weiß sie, dass in ihrem Traum der ersten Nacht hier eine tiefere Bedeutung liegt.